

Opus Dei: Die Welt der asketischen Gottesknechte

(focus-online, 31.5.2006)

In Dan Browns „Da Vinci Code“ spielen Mitglieder des katholischen Opus Dei die Rolle von Mördern und Schurken. FOCUS nahm einen intimen Einblick in die Organisation. In aller Frühe schallt der „Anruf Gottes“ durch die Flure: Im Haus Weidenau in München-Bogenhausen schrillen die Wecker. 5.50 Uhr. Die heroische Minute des Josef Dohrenbusch. Beherzt schwingt er sich aus dem Bett, denn er will seinen Herrn nicht warten lassen. Er streckt sich kurz, kniet sich neben seinen Schreibtisch und küsst den Boden. „Serviam“, haucht er. „Ich will dienen.“

Für den Arzt Josef Dohrenbusch beginnt der Alltag der Heiligung. Er möchte Gott ähnlich werden. Dazu muss er „sich abtöten“. 75 Liegestütze und 25 Klappmesser zwingt der schwächliche 48-Jährige seinem Körper ab. Dann duscht er kalt. Andere bringen mit kühlem Schwall ihren Kreislauf in Schwung. Dohrenbusch will sich damit für Gott gefügig halten.

Fünfschwänzige Bußgeißel in Schublade

In Dohrenbuschs Badezimmerschrank, zwischen Deodorant und Zahnbürste, liegt sein Bußgürtel bereit. Eine Art Dornenkranz aus Drahtgeflecht, gefertigt von Nonnen des Karmeliter-Ordens. Zwei Stunden täglich spannt er ihn mit Hilfe zweier brauner Schnürsenkel um seinen Oberschenkel, eine „dezenste symbolische Nachahmung der Dornenkrönung“. In der Schublade seines Wandschranks, zwischen Unterhosen und schwarzen Socken, wartet ein weiteres von Nonnenhänden geflochtenes Utensil aus der hohen Schule der Askese. Eine fünfschwänzige Bußgeißel – zum wöchentlichen Gebrauch. Josef Dohrenbusch folgt einer Berufung, einem kompromisslosen „Lebensplan“. Er ist Mitglied des Opus Dei, des „Werks Gottes“.

Johannes Paul II. war Opus-Dei-Freund

„Soldaten Christi“ scharte der Gründer der Organisation, der spanische Priester Josemaría Escrivá, um sich. Schweigsamen Gehorsam forderte er von ihnen. Mannhaft und kühn sollten sie wie urchristliche Apostel „Menschen fischen“ – für ihren Glauben werben und neue Soldaten rekrutieren. Er gab eine für Katholiken damals revolutionäre Parole aus: Auch Laien, nicht nur Kleriker und Mönche, seien dazu berufen, heilig zu werden, in ihrem Beruf und in ihren Familien. Zumindest der 1975 gestorbene Josemaría Escrivá ist am Ziel. 2002 hob ihn Opus-Dei-Freund Papst Johannes Paul II. mit einer der schnellsten Heiligsprechungen aller Zeiten in den Himmel.

Als ultrakonservativen Geheimbund bezeichneten Kritiker und Aussteiger die Vereinigung, als heilige Mafia, als antimarxistische Kampftruppe, die mit Franco und lateinamerikanischen Militärdiktaturen paktierte. Sie verdächtigen Opus Dei, das weltweit 85 000 Mitglieder hat, in Waffengeschäfte verwickelt gewesen zu sein und in den Skandal um die Banco Ambrosiano, deren Chef Roberto Calvi, ein Bruder der Loge P2, im Jahr 1982 tot unter einer Themse-Brücke hing. Im vergangenen Jahr kam das Werk in die Schlagzeilen, weil sich herausstellte, dass der russische Top-Spion Robert Hanssen eines seiner Mitglieder war. Sein Verrat kostete zwei russische Agenten das Leben.

Das Opus Dei – eine sektenähnliche, kalte Macht, die Kinder ihren Eltern entfremdet und ihre Anhänger mit den Methoden der Gehirnwäsche und Zensur in stumme Werkzeuge verwandelt? Ein schwer fassbarer Krake, der sich über Tarnorganisationen finanziert und Schaltstellen in Kirche, Staat und Wirtschaft zu besetzen versucht?

„Überhaupt keine Geheimorganisation“

„Das Werk ist überhaupt keine Geheimorganisation“, versichert Ruthard von Frankenberg, Sprecher der deutschen Abteilung des Opus Dei in Köln. „Totale Transparenz“ verspricht der PR-Chef der Zentrale in Rom, der junge Katalane Marc Carroggio. „Wir haben ein offenes Haus“, meint Josef Dohrenbusch, Leiter des Münchner Opus-Dei-Zentrums. „Übernachten Sie bei uns!“ Wir sind eingeladen, uns ein eigenes Bild zu machen.

Gesang aus voller Kehle im Kölner Dom

Eine erste Begegnung im Kölner Dom. Fast alle der 580 deutschen Mitglieder des Opus Dei, dazu etwa 1500 ihrer Freunde und Sympathisanten, feiern den Gründer Escrivá mit einer Messe, gehalten vom Kölner Kardinal Joachim Meisner. Jeder Platz im eisig kalten Kirchenschiff ist besetzt. Zwischen den Pfeilern drängen sich die Menschen im Stehen wie sonst nur zu Weihnachten. Bloß dass sich diesmal ganz offensichtlich keine Gelegenheits-Christen versammelt haben. Inbrünstig spricht die Gemeinde die Gebete. Die Gläubigen singen aus voller Kehle, teils ohne Gesangbuch. Junge Männer knien auf dem Steinboden. Vor den Beichtstühlen haben sich Schlangen gebildet. Eineinhalb Stunden lang durchweht tiefste Frömmigkeit die gotische Kathedrale, der Atem eines anderen Jahrhunderts.

Nach der Messe das „Familientreffen“ im Börsensaal der Kölner Handelskammer. Das Werk bezeichnet sich gern als Familie, zusammengehalten von „höheren Banden“. Zu ihr gehören verschiedene Typen von Brüdern und Schwestern. Das Rückgrat des Clans bilden Numerarier wie Josef Dohrenbusch. Sie leben zölibatär in straff organisierten Männer-WGs, den Zentren, und sind bereit, ihren Beruf hinten zu stellen, um im Werk Führungsaufgaben zu übernehmen oder sich gar zum Opus-Dei-Priester ausbilden zu lassen. Die 330 deutschen Supernumerarierer hingegen sind meist verheiratet und wohnen bei ihren Familien. Ihre „spirituelle Leitung“ übernehmen Priester und Numerarier der Zentren.

Viele Mitglieder haben promoviert

Projiziert auf eine Leinwand im Börsensaal, lächelt ein überdimensionaler Escrivá in die fröhliche Runde. Sauber gescheitelte junge Herren in biederem Anzügen plaudern mit Priestern im schwarzen Gewand. Supernumerarierinnen präsentieren ihren Nachwuchs. Dank ihrer „Offenheit fürs Leben“ und ihrer Skepsis gegenüber Verhütungsmitteln sind sie oft mit sechs, sieben oder mehr Kindern gesegnet. Patentanwälte und Orthopäden stehen im Kreis mit Portfolio-Managern, Unternehmensberatern und Ingenieuren. Akademiker sind sie fast alle, promoviert haben viele. Sanfte Menschen mit festem Händedruck und gelegentlich etwas verklärtem Blick, die nie fluchen, keinen Sex vor der Ehe hatten und sich voneinander verabschieden mit den Worten: „Bis zu den nächsten Besinnungstagen.“ Ein bisschen wie geklont wirken sie.

Viele, die erfahren, dass wir über ihre Vereinigung berichten wollen, zucken ein wenig zusammen, lachen unsicher bis hysterisch, schalten dann aber um auf ostentative Offenheit. Manche verweisen dabei diskret auf die erfolgreichen Rechtsanwälte des Werks, die Erfahrung mit allzu kritischen Medien hätten. Alle treten eifrig „Vorurteilen“ und „Missverständnissen“ entgegen. Ganz „unverkrampt“ müsse man das Werk sehen. Das Wort fällt oft bei dieser Recherche.

Keine Verletzungen bei Gürtel-Übungen

Die täglichen Abtötungen zum Beispiel seien keinesfalls Zeichen von Leibfeindlichkeit. Nur Numerarier praktizierten die Übungen mit Bußgürtel und Geißel, nie würden sie sich dabei verletzen. Jeder Sport-Freak in einem Fitnessclub schinde sich weit mehr – im Dienste eines fragwürdigen Körperkults. Die meisten Abtötungen würden ohnehin unsichtbar bleiben: Nicht am Stuhl anlehnen. Auf die Butter verzichten. Trotz Regens mit dem Fahrrad fahren. Beim Autofahren keine Musik hören. Als ob Gott daran seine Freude hätte, wenn sich Menschen heimlich quälen. Es gäbe eben, so sagen sie, kein Christentum ohne Kreuz. Jesus habe die Welt ja nicht im Liegestuhl erlöst. Deshalb bekämpfen sie alle Trägheit und Schwäche. Deshalb versuchen sie, lästige Routinearbeiten im Beruf mit Freude zu erledigen. Und vor allem: stets freundlich zu bleiben. Denn wie schreibt Escrivá: „Sage nicht: Dieser Mensch fällt mir auf die Nerven. – Danke: Er hilft mir, heilig zu werden.“

Von Gehirnwäsche und Zensur zu sprechen sei völlig abwegig. Bei den vielen Seminaren, Einkehrabenden und Betrachtungen gehe es nur um „Bildungsarbeit“ und „Formung“. Das Werk biete allenfalls „Lektüreberatung“. Die bei den Leitern der Zentren hinterlegte Liste, die Bücher mit den Noten 1 („empfehlenswert“) bis 6 („stark glaubensgefährdend“) bewerte, diene der „Orientierung“. Wer einen

triftigen Grund vorweisen kann, warum er beispielsweise die miserabel benoteten Werke von Kant, Sartre oder Umberto Eco lesen müsse, könne durchaus einen Antrag bei der Kommission in Köln stellen.

Leuchtende Augen

Das harte Wort „Verbot“ lässt selbst Numerarier schauern. Es sei ihnen keineswegs untersagt, Theater oder Kinos zu besuchen, tanzen zu gehen oder gar Weihnachten bei ihren Eltern zu verbringen. Sie wollen es einfach nicht! Im Werk herrsche vollkommene Freiheit, absolute Freiwilligkeit. Der eigene Wille treffe sich mit dem Willen des Werks und dem Willen Gottes. Sagen sie mit den glücklich leuchtenden Augen derer, die sich frei fühlen, weil sie nie gegen die Grenzen ihrer Freiheit anrennen.

Gebete im tiefer gelegten Keller

Im Opus-Dei-Zentrum München, einer düsteren 800-Quadratmeter-Villa in teuerster Lage nahe der Isar, steigen die Bewohner um 6.25 Uhr hinab in ihren Keller. Den ließen sie tiefer legen, um Platz zu schaffen für eine pompöse neobarocke Kapelle mit Marmortäfelungen, Stuck und vergoldeten Wandlampen. Neonröhren hinter Milchglas-Butzenscheiben täuschen Tageslicht vor. Ein Mann, ganz grau im Gesicht, liest aus einem Andachtsbüchlein vor. Josef Dohrenbusch und einige andere beten auf Knien, eine halbe Stunde lang. Dann zelebriert ein Priester die Messe. Noch vor dem Frühstück nehmen die Männer den Leib Christi in sich auf.

15 Jahre alt war Josef Dohrenbusch, als er einige Studenten kennen lernte, die dem Opus Dei angehörten. Sie organisierten Arbeitskreise für Schüler sowie Fußballturniere und Zeltlager mit ihrem Jugendclub Feuerstein in Köln. Dohrenbusch war fasziniert von ihrer intellektuellen Kraft und ihrer religiösen Konsequenz. Begeistert erkannte er für sich, wie „logisch der Glaube ist“. Mit 17 schrieb er einen Brief an Prälats Escrivá in Rom, seinen Aufnahmeantrag. Jahr um Jahr musste er seinen Antrag bekräftigen. Mit 25 schloss er seine „Fidelitas“, seine endgültige Bindung ans Werk. Dieses mündliche Gehorsamsgelübde habe „den Rang einer Eheschließung“. Am Ringfinger der linken Hand trägt Josef Dohrenbusch seitdem einen in Silber gefassten schwarzen Stein, ein Zeichen seiner Treue.

Das Geld, das er als praktischer Arzt in einer Gemeinschaftspraxis verdient, überlässt er dem Opus Dei. Auch sein Erbe, seinen Anteil am Bauernhof seiner Eltern, hat er bereits dem Werk vermacht. „Christliche Loslösung“ nennt er das.

Die besonders großzügige Loslösung einer alten Witwe half vor knapp 30 Jahren beim Kauf des Hauses Weidenau. Die Villa gehört nicht dem Opus Dei direkt, sondern dem gemeinnützigen Verein Studentische Kulturgemeinschaft, gegründet von Mitgliedern und Freunden des Werks. Er kann Spendenquittungen ausstellen und von Zuschüssen etwa des Bundes, der Kirchen, Gemeinden oder Studentenwerke profitieren. „Christliche Klugheit“ nennt das Dohrenbusch. Ein nahezu undurchschaubares System aus Hunderten von Stiftungen und Vereinen trägt die vielen Immobilien des Opus Dei in aller Welt. Sie finanzieren auch seine „korporativen Werke“. In Deutschland sind dies vor allem Jugendclubs und Studentenwohnheime – Rekrutierungsstätten für neue Mitglieder.

Kleidung wird im Schlussverkauf erworben

Jeden Monat zahlt der Kassenwart von Weidenau Dohrenbusch und den anderen Numerariern – zwei weiteren Ärzten, einem Ingenieur, einem Journalisten und einem Vertriebsmanager – ein Taschengeld von etwa 100 Euro aus. Auch die drei Priester im Haus müssen sich anstellen. Alle legen über ihre Ausgaben Rechenschaft ab. Ihre Kleidung kaufen Numerarier gern im Schlussverkauf und meist zu zweit. Das ermöglicht eine gewisse gegenseitige Kontrolle, denn ihr gepflegtes Äußeres sollen sich die Mitglieder des Werks nicht zu viel, aber auch keinesfalls zu wenig kosten lassen. Großzügig bürgerlich eingerichtet sind Salon und Besuchszimmer, die Schlafzimmer in den oberen Stockwerken jedoch wirken wie Schreibstuben. Platz für Privates ist knapp. Oft sind ein paar Kindheitsfotos alles, was an Eigenem bleibt. „Ein Numerarier“, meint Josef Dohrenbusch, „muss mit einem Koffer umziehen können.“

Onanieren gilt als Sünde

Auch in den Seelen soll es keine Verstecke geben. Jedes Opus-Dei-Mitglied beichtet regelmäßig bei einem Priester des Werks und offenbart sich seinem „geistlichen Leiter“. Der erkundigt sich auch, ob es den Zölibatären gelingt, ihre „sexuelle Kraft in Liebe münden zu lassen“. Onanieren gilt als Sünde. „Da ist die Integration nicht ganz gelungen“, meint Zentrumsleiter Dohrenbusch. „Da bitte ich um Hilfe und um Gnade.“

Selbst zwischen Männern, die nach Heiligkeit streben, können Konflikte entstehen. Doch auch da greifen die Regeln des Werks. Wenn einer den anderen beispielsweise nicht riechen kann, so schickt er zunächst ein Stoßgebet gen Himmel. Etwa: „Herr, hilf meinem Bruder, sich intensiver der Körperpflege zu widmen!“ Anschließend gilt es, dem Bruder von ganzem Herzen zu verzeihen. Dann erst, so erklärt Dohrenbusch, könne man sich des „Instruments der brüderlichen Zurechtweisung“ bedienen, möglichst „liebvoll mahnend und anregend“. Zum Beispiel: „Sieh doch mal zu, dass du regelmäßig ein Deo benutzt.“ Ganz unverkrampft eben.

Männer und Frauen vermeiden Begegnung

Viel Streit bleibt Numerariern erspart, weil Numerarierinnen für sie kochen, waschen, bügeln und wischen. Durch den Dienstboteneingang betreten die Damen morgens um neun Uhr die Villa Weidenau. Sobald die Herren den Speiseraum verlassen haben, huschen die Haushälterinnen herein, um abzuräumen. Männer und Frauen vermeiden jede Begegnung. In den Putzzeiten müssen alle Männer die Villa räumen.

Opus-Dei-Studenten-Wohnheim in Köln

Das Problem des Blickkontakts hat das Kölner Opus-Dei-Studentenwohnheim Schweidt mit einer Doppelklappe zwischen Küche und Speisesaal gelöst. Die Damen aus der Küche öffnen ihre Klappe, schieben das Essen in eine Art Schleusenkammer und schließen ihre Luke wieder. Dann erst machen die Studenten auf der anderen Seite ihr Türchen auf. Nur einmal im Jahr stehen beide Klappen offen. Zu Silvester dürfen sich die Studenten mit lautem Klatschen bei den Köchinnen bedanken. Einer der Leiter des Studentenwohnheims – ein Numerarier, der Frauen möglichst nicht in die Augen sieht, „um sein Herz für Gott zu bewahren“ – berichtet, dass er noch nie in der Küche gewesen sei. Was es zu besprechen gibt, regelt er am Haustelefon.

„Es ist wie bei einer Familie“

Ausgenützt fühlen sich die Frauen des Opus Dei keineswegs. „Es ist wie bei einer Familie“, erklären die Müncher Numerarierinnen munter. „Wir übernehmen ein bisschen die Mutterrolle. Damit können wir die apostolische Arbeit der Männer am besten unterstützen.“

Apostel Dohrenbusch würde nur allzu gern viele Menschen für den Glauben und das Werk gewinnen. Er schwärmt von einer „Generalmobilmachung der Laien“. Kein Freund, kein Kollege und kein Patient ist vor seinen Bekehrungsversuchen sicher. Doch das „Missions-Land“ Deutschland ist ein steiniger Acker.

In den vergangenen Jahren hat das Werk hierzulande etwa ebenso viele Mitglieder verloren wie gewonnen. Nur zaghaft wagen sich Escrivás Urchristen vor. So auch Journalist Bernd Kreuels, ein Mitbewohner von Josef Dohrenbusch. Er betreut die Verlagsbeilagen einer Münchner Tageszeitung. Meist behandeln sie Themen wie Messen, Ausbildung oder den Flughafen. Da fällt das Apostolische schwer. Fünfmal im Jahr aber erscheinen die Seiten „Vorsorgen und die letzten Dinge regeln“. Hier könne er endlich „Werte rüberbringen“, Texten einen „religiösen Touch“ geben, erzählt der Redakteur. Einige Male schon habe er in seine Trauerartikel ein Zitat Escrivás eingeflochten. Doch zuletzt sagte der Anzeigenvertreter: „Du Bernd, kannst du das nicht weglassen?“ Da anonymisierte Kreuels den Gründer. Eine Schaltstelle der Macht hat der Journalist sicherlich nicht besetzt.

Opus Dei hat viel Macht in Spanien

Die deutschen Angehörigen können nur träumen von der Macht ihrer Organisation in Spanien, wo Escrivá 1928 das Werk „auf Grund göttlicher Eingebung“ ins Leben rief. Das Opus Dei zählt hier 33 000 Mitglieder, betreut die Universität von Pamplona nebst Business-School-Ableger in Barcelona und weiß Minister, Chefredakteure und Bankiers in seinen Reihen.

Oder von der Situation in Italien, wo 4000 Opus-Dei-Mitglieder leben. Hier bekennt sich der ehemalige Ministerpräsident Giulio Andreotti offen als ein Freund des Werks. Fußball-Trainer Giovanni Trapattoni verteilt gern die gelben Escrivá-Gebetszettelchen. Der Sprecher des Papstes, der Spanier Joaquín Navarro Valls, ist Numerarier. In der Zentrale des Opus Dei an der Viale Bruno Buozzi im Norden der Villa Borghese regiert das 16-köpfige Leitungsgremium, residiert der Prälat, wohnen und arbeiten die Werks-Bürokraten. Sie treiben Seligsprechungsverfahren voran, verwalten den Bücherindex, wissen Geld einzutreiben, wenn der Heilige Vater in Finanznöten steckt. Vor allem aber planen und organisieren sie die Ausweitung des Werks wie zuletzt in Finnland, Lettland und Kasachstan. Zum Aufbau eines neuen Zentrums schicken die Missionierungsstrategen meist einen Priester und zwei Numerarier in die Fremde, die sich dort als Erstes einen Job suchen.

„Radikal wie die Zisterzienser“

Eine „Task Force des Papstes“ wollen sie sein, die Mitglieder des Opus Dei, „radikal wie die Zisterzienser des 12. Jahrhunderts“. Und werden nicht müde zu betonen, wie tolerant sie gegenüber anderen Konfessionen und Religionen sind, wie sie sich vor Überheblichkeit hüten und versuchen, „einfach gut“ zu sein.

Viel Ängstlichkeit

Doch obwohl selbst Aussteiger berichten, das Werk sei eine „großartige Sache“ und in den letzten Jahren liberaler geworden, obwohl die bevorstehende Heiligsprechung Escrivás die Kritiker innerhalb der Kirche verstummen lässt, begegnen wir viel Ängstlichkeit. Verlegenem Gedruckse, als wir in Rom durch Zufall in das Haus einer werksnahen Stiftung geraten. Einem Referendar, der vor seinen Schülern und Kollegen seine Mitgliedschaft im Werk verschweigt. Einer schönen Supernumerarierin, die um ihren Job an der Uni fürchtet, weil sie im Arbeitsvertrag bei der Frage „Sind Sie Mitglied einer religiösen Vereinigung?“ das Nein-Kästchen angekreuzt hat. Der Innenausstatterin des Werks in Köln, die Marienbildchen aus Kalendern ausschneidet und rahmt, und schreiend wegläuft, als wir sie fragen, ob wir ein Foto machen dürfen.

„Flattere nicht wie eine Henne“

Als stünden die Mitglieder des Opus Dei mit dem Rücken zur Wand, als müssten sie sich für ihren Glauben rechtfertigen, als seien sie selbst in die Falle ihrer Geheimniskrämerei getappt. „Flattere nicht wie eine Henne, wenn du wie ein Adler aufsteigen kannst“, schrieb Josemaría Escrivá. Seinen zu Demut und Buße erzogenen Jüngern fällt das schwer.

Spät, nach einem „Einkehrabend“ im Haus Weidenau voll Gebeten und Betrachtungen und stiller Lektüre geistlicher Bücher, geht Josef Dohrenbusch zu Bett. Er wird alle in sein Gebet einschließen, die Zauderer in den eigenen Reihen, die verkrampten Kritiker und auch die Journalisten, denen sich die „vollendete Schönheit des Werks“ vielleicht doch noch nicht ganz offenbart hat.